

sichtig seien, und hielt sich, um sich ja deutlich auszudrücken, die Hand über seine Augen. Da die Mohammedaner aber auch diese Bewegung mißverstanden, streichen sich noch heute die H'ui h'ui beim Beten mit der Hand über das Gesicht<sup>1)</sup>.

Über eine Woche zog ich in dem Tale abwärts. Bald zwängte sich das Fließchen in einer engen und schmalen Felsklamm zwischen den Sandsteinbergen hindurch, bald zog es breit eine kleine Strecke vor einer der vielen parallelen, immer WNW—OSO streichenden Bergketten entlang weiter. Je tiefer ich kam, desto höher und in desto schöneren Formen erhoben sich tief zerlegte Gipfel aus unserem Tale, desto hübscher und menschenwürdiger wurde das unbewohnte Land um uns her. Die Tage verliefen ungemein regelmäßig. Jeden Morgen gab es trotz der Augustwärme eine dünne Eisschichte auf den Tümpeln und Wasserlachen, und um unser Lager am Bache lag kräftiger Reif, der sonst in dem trockenen Höhenklima Tibets etwas recht Seltenes ist. Strahlend klar und windstill fängt der früheste Morgen an. Doch kaum wird es hell, da regt sich schon ein Lüftchen. Mit zunehmendem West kommen erst wie schüchtern einzelne wild zerzauste Federwolken, plötzlich — noch vor neun Uhr morgens — drückt sich über einen Berggipfel eine kleine Haufenwolke. Rasch folgen der einen andere nach. Schwarz und schwärzer wird der Himmel. Mit einem Male beginnt sich die stagnierende Wolkenmasse über uns gegen Westen zu schieben. Unter einer dünnen, lichten Zirrusdecke, die ganz hoch oben aus Westen daherjagt, ist jetzt mit einem Schlage ein wolkenreicher Luftstrom aus Südost zu erkennen; es herrscht in Berggipfelhöhe der sommerliche Südostmonsun Ostasiens. Oft löst dann die zwölfte Stunde einen Donnerschlag aus, Regen und Hagel peitscht uns für eine oder mehrere Stunden ins Gesicht. Gegen Abend — man staunt immer wieder, wie rasch und leicht es geht — lösen sich die Wolkenknäuel wieder auf. Der Wind schläft ein, und bis es Nacht geworden ist, wölbt sich über uns der bezaubernd schöne Sternenhimmel Tibets und läßt meine Leute ein, sich viele Stunden lang ihre Sagen vom Himmelsfluß (der Milchstraße), vom Königsohn und seiner Geliebten zu erzählen, die erst beieinander wohnen durften, nachdem sie Sterne geworden waren.

Als ich tiefer und damit wieder zu besseren Grasweiden gekommen war, stellten sich Kyangrudel in größerer Zahl ein; auch sonstiges Wild, Yak (Tafel VII), Hasen, Füchse und Murmeltiere, war ungemein häufig, so daß wir oft lange kein Schaf schlachten mußten. Orongo-Antilopen dagegen fehlten in dem Tale gänzlich. Diese lieben offenbar nur die ganz hohen, unwirtlichsten Gegenden, wo auf breiten, schwach welligen Hochflächen gerade noch genügend Futter für ihre bescheidenen Bedürfnisse vorhanden ist. Dagegen erhielt hier meine Sammlung ein prächtiges Exemplar eines *Ovis Poli*, eines riesigen Wildschafs, das die Chinesen Da t'ou wan yang, die Mongolen Argali nennen. Es scheint in Osttibet ziemlich selten zu sein und nur in der nördlichen Hälfte in felsigen

<sup>1)</sup> Diese Erzählung meines Tsch'eng, der selbst allerdings nicht lesen konnte, stammt aus dem Schih yu tschin tsuen, einem buddhistischen Roman, der in China sehr viel gelesen und weitererzählt wird. T'ang sen soll natürlich der bekannte Hsüen tsang der Geschichte sein, der im Anfang des 7. Jahrhunderts über das heutige Turkestan und Pamir nach Indien, in die Heimat Buddhas, gereist ist. — Vgl. das hundertbändige chinesische Buch „schih yu tschin tsuen“ (Bericht einer Reise nach dem Westen), und hieraus Th. Pavie in Journ. asiatique, V. ser., 9. u. 10. Bd., 1857, außerdem E. W. Thering, Chinese fiction, in China Review XXII, XXIII.